

heraus, dass die Jetztzeit der Vormoderne in manchen Hinsichten verblüffend ähnlich wird?“ (156) Na ja, so richtig überzeugt das alles nicht. Gotthard verweist darauf, dass weder die vormoderne noch die postmoderne Raumwahrnehmung dem Raum des Nationalen allzu großen Stellenwert einräumen. Maßgeblich seien kleinräumigere Ortsbezüge. Von seinen Reisenden jedenfalls sei weder von nationalen noch sprachlichen Grenzen viel Aufhebens gemacht worden, eher schon von Grenzen zwischen Provinzen oder Herzogtümern. Maßgeblich für die Erfahrung seiner Reisenden seien nicht Zwischenräume und Wege, sondern die Entfernung zwischen Orten, die die Wahrnehmung der Räume wie Inseln oder Punkte strukturierten. Das Europa, das sich hier eröffnet, besteht keinesfalls aus dem Nebeneinander homogener Raumeinheiten, sondern präsentiert sich als Netz aus politischen und kulturellen Knotenpunkten. Es bleibt nach der Lektüre die Frage nach dem Verhältnis zwischen der empirischen Ebene der Reisebeschreibungen und den Generalisierungen, die bilanzierend vorgenommen werden. Allerdings verharrt Gotthard hier häufig im Konjunktiv und bevorzugt Fragen statt voreiliger Antworten: „Sind diese Befunde Indizien dafür, dass wir uns die Frühe Neuzeit nicht zu neuzeitlich malen dürfen? Ist sie, jedenfalls vor dem 18. Jahrhundert, eher zu Ende gehendes Mittelalter denn Vorlauf der Moderne? Oder sind manche unserer Befunde topaktuell? Passt die Beobachtung, dass Grenzübertritte wenig Bemerkenswertes an sich haben, Grenzscheiden zwischen ‚Nationen‘ aber häufig noch nicht einmal registriert (und übrigens auch nicht in Karten eingezeichnet) werden, nicht besser zur Vision eines ‚Europa der Regionen‘ denn in die nationalstaatliche Ära seit 1800? Die Zugehörigkeit zu einem ‚Staatsvolk‘ war im Alltag der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Menschen zweifelsohne kein vorrangiger ‚vaterländischer‘ Identitätsanker. War die Nationalisierung der Heimat demnach ein kurzes weltgeschichtliches Intermezzo, vorübergehendes Kennzeichen eines langen 19. Jahrhunderts? Die Selbstverortung unserer Autoren ist, in diesem Licht betrachtet, von der postmodernen gar nicht so verschieden.“ (158) Zwischen den geerdeten und kleinhorizontigen Beobachtungen seiner reisenden Protagonisten und derlei spekulativen Höhenlagen hätte man sich eher mehr verbindliche Analysen in der Zwischenlage gewünscht.

Sonderdruck aus: *Schömann, Tübingen*
Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde
 2008

Hasso Spode u. Irene Ziehe (Hgg.): *Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung.* München / Wien: Profil, 2005. 178 S. (Voyage. Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung, Bd. 7; Kleine Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen, H. 4).

Der Band versammelt Beiträge einer Berliner Arbeitstagung der Kommission „Tourismusforschung“ innerhalb der „Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ aus dem Jahre 2003. Die ein wenig komplizierte bibliographische Erfassung verrät etwas von der Schwierigkeit des wissenschaftlichen Buchmarktes. Obwohl die Tourismusforschung zweifellos eine boomende Wissenschaftsdisziplin ist, eine Eigenheit, die sie mit ihrem Gegenstand teilt, fällt es auch ihr nicht leicht, wissenschaftlich unabhängige Forschungspublikationen zu finanzieren. „Voyage“, das „Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung“ wurde 1997 gegründet; nach einer längeren, ökonomisch und durch einen Verlagswechsel bedingten Pause kann jetzt der siebte Band in Kooperation mit den „Freunden des Museums Europäischer Kulturen“ erscheinen.

Die Konzeption des Bandes entspricht dem „Voyage“-Konzept mit seiner deutlichen kulturwissenschaftlichen und teilweise auch kulturhistorischen Orientierung. Die Beiträge des aktuellen Bandes stecken ein breites Spektrum ab, das allerdings nicht in jedem Einzelfall der Vorgabe des Titels „Gebuchte Gefühle“ entspricht. Überwiegend handelt es sich um mikrologische Studien, in denen signifikante Details aus Geschichte und Gegenwart des deutschen Tourismus genauer erfasst werden, als sie bisher bekannt waren; teilweise handelt es sich dabei um Arbeitsberichte aus laufenden Forschungsvorhaben. Die beiden ersten Beiträge untersuchen das Problemfeld „Gast und Gastgeber“. Am Beispiel der Robinson-Clubs werden von *Silvia Augustin* und *Kirsten Harms* Erwartungen der Gäste und das Berufsverständnis der Animatoren auf der Basis qualitativer Sozialforschung, insbesondere von Interviews, beschrieben. Diese Studie steht in Zusammenhang mit einer Arbeit, die wiederum „in Kooperation mit der Robinson Club GmbH“ entstanden ist (174). Ob es sich hier um einen Beleg zur „notorisch wirtschaftsnahen scientific community der Tourismuswissenschaft“ handelt, wie sie *Hasso Spode* in seinem abschließenden Beitrag beiläufig konstatiert? (155)

Der historisch angelegte Beitrag *Nikola Langreiters* ist in dieser Beziehung unverdächtig: Sie untersucht an zwei historischen Fallbeispielen – unter ihnen die vor allem durch ihre Bekanntschaft mit Artur Schnitzler prominent gewordene Olga Waissnix – das Stereotyp der „Gastwirtin“, deren Image bis heute in der Fremdenverkehrswerbung nachwirkt.

Diese einleitenden Beiträge haben einen gewissen praxisbezogenen Impuls; es ist vorstellbar, dass sie für Manager des Cluburlaubs oder für die Tourismuswerbung in ländlichen Regionen durchaus Impulse geben könnten. Etwas anspruchsvollere methodische Ziele verfolgt *Heike Wolter*, die ihr Dissertationsprojekt über den Tourismus in der DDR der sechziger und siebziger Jahre vorstellt. Im Kern zielt sie auf die Untersuchung der Funktion des Tourismus in der DDR für den Bestand des Systems. Plausibel entwickelt Wolter die These, dass der Tourismus nicht einfach nur eine

t, sondern Teil einer paternalistischen Politik einerseits Fürsorgefunktionen für die Bürgerinnen wollte. Sie hat andererseits aber in ihrem Beispiel von strikter, teilweise auch ökonomischer Reiserestriktion und undurchschaubarer Reiselpolitik eine systemstabilisierende Funktion. Zu Recht hat die DDR-Nomenklatura wohl angenommen, dass die Nachahmung des bundesrepublikanischen Modells der „Reisefreiheit“ auch für die Bürger eine zentrale Rolle gespielt und eine pazifistische Leistung erbracht hat. Die Vorgänge unmittelbar vor der Grenzöffnung der DDR, bei denen das „Reisefreiheit“ einen prominenten Rang einnahm, sind das in aller Deutlichkeit. Der Wunsch nach Reisefreiheit, dem, wie in der westlichen Welt auch, ein solches utopisches und im DDR-Fall damit auch gesellschaftsgefährdendes Moment innewohnt, konnte durch eine gezielte Urlaubs- und Tourismuspolitik in Grenzen gehalten werden.

Die anderen Aufsätze widmen sich der biographischen Darstellung von touristischen Reiseerfahrungen. Cord Pagenstecher untersucht, in Darstellung seiner umfangreichen Dissertation zu einer „Visual History“ des deutschen Tourismus, die Funktion von Urlaubs-Fotoalben in der biographischen Selbstvergewisserung einer bundesdeutschen Durchschnittsreisefamilie an einem Fallbeispiel. Die 45 Fotoalben eines Bäckermeisterehepaars, die die Reisen zwischen 1942 und 1982 dokumentieren, sind gewiss ein interessanter und aufschlussreicher Fall. Ergiebig ist auch der methodische Ansatz Pagenstechers, private Fotoalben als „autobiografische Quellen“ zu deuten (84). Allerdings bleibt Pagenstechers Darstellung doch sehr sporadisch und ihr Verständnis kommt wohl nicht ohne die Lektüre der Dissertation aus. Ueli Gyr untersucht eine andere Facette touristischer Selbstvergewisserung: das Souvenir in seiner Erscheinungsform als „Kitsch“. Wie so oft in der neueren Tourismusforschung unternimmt auch er eine Art Rehabilitation der Lebensform des Touristen. Gyr setzt sich mit diversen, überwiegend älteren, Kitsch-Theorien auseinander, die von den zwanziger Jahren bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein einmal eine gewisse wissenschaftliche Konjunktur gehabt haben. Gyr plädiert dafür, zumindest als wissenschaftliches Forschungsproblem den „Touristenkitsch“ ernst zu nehmen, denn hier handele es sich eben um einen spezifischen „Erlebnismodus“, der die Wahrnehmungs- und Erfahrungsformen des modernen Tourismus präge (101).

Methodisch interessant und auch recht avanciert ist der Ansatz von Stephan Enser: Im Rückgriff auf die Gedächtniskultur-Theorie von Aleida und Jan Assmann beschreibt er Facetten einer Entstehung der europäischen Identität aus der Praxis des Kulturtourismus heraus. „Erinnerungsfiguren“, so hält er eine wichtige Einsicht fest, „zeichnen sich durch ihre zeitliche und räumliche Konkretetheit aus“ (106). Die Identitätsstiftung Europas aus einem kulturellen Gedächtnis heraus konkretisiert sich in Monumenten oder auch nur Phä-

nomenen des Raums. Räume können von Touristen beabsichtigt werden, und dies ist die Aufgabe und Leistung des Kulturtourismus. Kulturtourismus, das zeigt Enser an Fallbeispielen, lässt sich bürokratisch und politisch inszenieren: Der Europarat und die EU fungieren als „Konstrukteure der Mnemotope“. Sie schaffen ein Arsenal an Kulturdenkmälern, die teils tradiert, teils neu geschaffen werden; zu den letzteren gehören die „Europäischen Kulturstraßen“ und das Projekt „Europäische Kulturhauptstadt“. Damit werden nicht nur touristische Attraktionen geschaffen, sondern auch Identitätsangebote für Europäer gemacht. Der Kulturtourismus ist allerdings darauf angewiesen, dass er von kompetenten Reiseleitern durchgeführt wird, hieran scheint es, nach den Einsichten Enser, noch zu hapern.

Karlheinz Wöhler entwirft schließlich ein anspruchsvolles theoretisches Programm zur Beschreibung moderner Entwicklungen des Tourismus. Tourismus ist an den Raum gebunden, aber Räume werden erst dann touristische Räume, wenn sie von Touristen besucht werden, wodurch sie „touristisch codiert“ (122) werden. Das setzt ihre „touristische Programmierung“ voraus, die Wöhler am Fallbeispiel der Lüneburger Heide erörtert. Die Programmierung und Kodierung der Räume allerdings, so führt Wöhler aus, haben zu einer merkwürdigen Entwicklung geführt: Räume des Tourismus konstituieren sich entsprechend den Erwartungen der Touristen, sie haben keinen touristischen Eigenwert mehr. Erlebnisräume können überall bereitgestellt werden.

Etwas aus dem Rahmen der „Gebuchten Gefühle“ heraus fällt die kleine Untersuchung von Elke Kleinan. Sie betrachtet mit Montesquieus „Lettres persanes“ eine fiktive und prominente Quelle der Reiseliteraturgeschichte. Sie wird in Bezug gesetzt zu den 52 „Reisebriefen“ von Lady Montagu, die während des Aufenthaltes der DiplomatenGattin von 1714 bis 1716 in Konstantinopel geschrieben wurden. Sie erschienen erstmals postum 1763 und werden hier von Kleinan nach der deutschen Übersetzung von 1927 interpretiert. Montesquieus „Lettres persanes“ sind bekannt, Kleinan fügt dem Bekannten wenig hinzu; und auch der Würdigung der Briefe von Lady Montagu wird nichts grundsätzlich Neues abgewonnen. Die alte und sicher richtige These von Edward Saïd wird wiederholt, dass beide Texte eher den „erfundenen als den erlebten Orient“ (56) beschrieben hätten. Die Texte entwerfen einen kontrastierenden Kulturvergleich, wobei für Lady Montagu sicher zurecht in Anspruch genommen werden kann, dass sie auch das politische Ziel einer Aufwertung des Orient im westlichen Bewusstsein, konkret auch einer Revisio des seit 1683 bestehenden Feindbildes, verfolgt (62). Eine kritische, teilweise polemische Auseinandersetzung mit der Tourismusforschung durch Hasso Spode schließt den Band ab. Spode arbeitet einige Grundmomente der „postmodernen Tourismustheorie“ (138) heraus die wesentlich mit klassischen Klischees von Verlust Erfahrungen arbeitet: „Entdifferenzierung, Dekontextualisierung und beliebige Konstruktion“ bedingen

„Verlust des Einmalig-Echten“ (138). Besonders hebt er den Erfolg von John Urrys Buch „Tourist Gaze“ hervor, das in der Tourismusforschung Furore gemacht hat. Kritisch vermerkt er, dass mit diesem Konzept wenig gewonnen wird. Proteushaft wandelt sich der touristische Blick je nach Zeit und Gesellschaft, so dass diesem Theoriekonstrukt keine besondere Erklärungskraft zukommt. Die postmoderne Tourismusforschung habe, auch im Gefolge Urrys, eine Reihe von Trends in der Tourismuspraxis konstatiert, deren Summe eben das Bild eines „postmodernen Tourismus“ ergäbe: den Trend zum Postfordismus, den Trend zum Kollektiven, und, gegenläufig, den Trend zum Individuellen. Hasso Spode verweist darauf, dass nichts von alledem neu ist: Die „Rede von der Postmoderne“ verstelle eher den Blick auf die Phänomene als dass sie ein Instrument zu ihrer Erklärung bereitstelle. In seiner Philippika gegen das beliebige Gerede vom „postmodernen Tourismus“ ruft Spode noch einmal zur Besinnung auch der Tourismuswissenschaft auf die Grundlagen des modernen Wissenschaftsverständnisses auf: Die Theorien sollten sich nicht komplett von den Quellen- und Faktenbefunden emanzipieren und sie sollten in ihrer Befundaussage nicht allzu offensichtlich widerspruchsvoll sein. Theoretische Begriffe – in diesem Fall der des „Blicks“ – sollten schließlich eine gewisse Trennschärfe aufweisen. Wie es nach Spodes Kritik scheint, hat sich die Tourismusforschung allzu sehr von der Tourismuswerbung mit ihrer „Individualitäts“-PR inspirieren lassen. Aber nicht alles, was die Werbewirtschaft den Kunden einredet, muss die Forschung auch glauben. Es ist gut, dass mit diesem Band das Jahrbuch „Voyage“ eine Fortsetzung gefunden hat. Die meisten seiner Beiträge sind anregend; in jedem Fall vermitteln sie Detailinterpretationen und Informationen, die das Wissen der Tourismusforschung in kulturhistorischer wie praxis- und gegenwartsbezogener Hinsicht erweitern. Am interessantesten sind die leider überwiegend nur andeutungsweise angerissenen methodologischen Überlegungen. Auch sie zeigen eine Breite und Vielfalt, die in vielen Punkten noch der Klärung und Koordination bedürfen. Einen Diskussionsprozess in Gang zu setzen, der zu dieser Klärung hinführen wird, kann vielleicht eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Sammelbandes sein.

Peter J. Brenner, Köln

Urs Keller: Wenn die Liebe auf Reisen geht. Zur Praxis der Hochzeitsreisen von Schweizer Brautpaaren. Zürich: Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich, 2007. 281 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, Bd. 18).

Was veranlasst Brautpaare eine Handlungspraxis weiterzuführen, die vor dem Hintergrund gewandelter Wert- und Normvorstellungen scheinbar ihrer vorma-

ligen Funktion verlustig gegangen ist? Diese Fragestellung steht im Zentrum der vorliegenden Veröffentlichung, die als Dissertation am Geographischen Institut der Universität Zürich eingereicht wurde. Dem Autor *Urs Keller* geht es in seiner empirisch angelegten Untersuchung in erster Linie um die Sinnzuschreibungen der Hochzeitsreisenden und die konkrete formale und inhaltliche Ausgestaltung der Flitterwochen, welche in einen übergeordneten struktur- und funktionsanalytischen Kontext eingeordnet werden.

Keller bedient sich eines multimethodischen Zugangs, in dessen Zentrum narrative Interviews mit 29 deutschschweizerischen Paaren (dem ausgewählten Sample lagen 200 Freiwilligenpaare zugrunde) stehen, deren Hochzeitsreise nicht länger als zwei Jahre zurückliegen sollte. Ein von Heiratswilligen auszufüllender Fragebogen diente der Gewinnung von quantifizierbaren Angaben hinsichtlich Verbreitung, Destination und Dauer der Hochzeitsreisen. Dieser Fragebogen wurde auf Hochzeitsmessen verteilt und in Standesämtern ausgelegt. Der erfreuliche Rücklauf von 45% führte zu der komfortablen Quellenbasis von insgesamt 310 auswertbaren Fragebogen. Die Quellenbasis abrunden sollten eine Fragebogenaktion bei den wichtigsten Reiseveranstaltern und einigen Retailern sowie eine Bildanalyse (Analyse der bildlichen Darstellungen der Flitterwochen in Hochzeitsmagazinen; 614 Bilder aus 65 Heften wurden analysiert).

Die Arbeit gliedert sich in drei größere Abschnitte. Der Forschungsstand, die Abgrenzung des Forschungsfeldes, die Methoden und eine kurze kulturhistorische Einordnung der Thematik finden sich im ersten Teil der Veröffentlichung. Im zweiten Teil folgt die eigentliche Untersuchung, die eng am Thema und an den Quellen in die Segmente „Bis zur Abreise“, „Auf der Reise“ und „Nach der Reise“ unterteilt ist. Der dritte Teil beinhaltet eine funktions- und strukturanalytische Einordnung der Hochzeitsreise (mit einem Exkurs über Eheschließungen während der Reise).

Im Ergebnis macht Keller die Hochzeitsreise als „mehrschichtiges Konstrukt“ (243) aus. Dieses basiert auf einem ausgesprochen wirkmächtigen „Hochzeitsreise-Skript“, d.h. fest umrissenen und gesellschaftlich relevanten Vorstellungen darüber, was unter einer Hochzeitsreise zu verstehen ist. Keller fasst diese Vorstellungen wie folgt zusammen: „Die Hochzeitsreise ist eine teure Pauschalreise, die an eine exotische Lokalität in den warmen (Sub)Tropen führt. Die Reise erfolgt möglichst bald nach dem Hochzeitsfest und dauert eine oder zwei Wochen. Das Hotel ist ansprechend und zählt Honeymooners fest zu seinem Zielpublikum. Diesen ist ein hoher Passivitätsgrad eigen: Sie konzentrieren sich aufs Essen, (miteinander) Schlafen und (Sonnen)Baden.“ (163) Der Umgang mit diesem Skript changiert zwischen völliger Ablehnung und einer gänzlichen oder teilweisen Umsetzung. Wegen seines hohen Bekanntheitsgrades ist das „Hochzeitsreise-Skript“ durchaus zum kulturellen Kapital heutiger Brautpaare